

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1922

11.10.1922 (No. 237)

Karlsruher Zeitung

Badischer Staatsanzeiger

Expedition:
Karlsruher
Straße Nr. 14
Fernsprecher:
Nr. 953
und 954
Postfachkonto
Karlsruhe
Nr. 3515.

Verantwortlich
für den
redaktionellen
Teil
und den
Staatsanzeiger:
Chefredakteur
C. Mend,
Karlsruhe.

Bezugspreis: In Karlsruhe und auswärts frei ins Haus geliefert für Oktober 216 M. — Einzelnummer 7 M. — Anzeigengebühr: 6 M. für 1 mm Höhe und ein Zentimeter Breite. Briefe und Gelder frei. Bei Wiederholungen tarifreter Rabatt, der als Kassenzahlung gilt und verweigert werden kann, wenn nicht binnen vier Wochen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt. Antilige Anzeigen sind direkt an die Geschäftsstelle der Karlsruher Zeitung, Badischer Staatsanzeiger, Karlsruherstraße 14 zu senden und werden in Vereinbarung mit dem Ministerium des Innern berechnet. Bei Klagerhebung, zwangsweiser Beitreibung und Konturverfahren fällt der Rabatt fort. Erfüllungsort Karlsruhe. — Im Falle von höherer Gewalt, Streik, Sperre, Ausperrung, Maschinenbruch, Betriebsstörung im eigenen Betriebe oder in denen unserer Lieferanten hat der Inserent keine Ansprüche, falls die Zeitung verspätet, in beschränktem Umfang oder nicht erscheint. — Für telephonische Abbestellung von Anzeigen wird keine Gewähr übernommen. Unverlangte Drucksachen und Manuskripte werden nicht zurückgegeben und es wird keinerlei Verpflichtung zu irgendwelcher Vergütung übernommen.

Amtlicher Teil.

Die Kartoffelhandelserlaubnis.

Das Ministerium des Innern hat an die Bezirksämter die folgende Weisung ergehen lassen:

Sowohl der bei der Landesverorgungsstelle für die Erteilung der Kartoffelhandelserlaubnis bestellte Ausschuss als auch die Landeskommissäre sind bei der Erteilung der Erlaubnis zum Handel mit Kartoffeln bzw. zum Aufkauf derselben mit äußerster Strenge vorzugehen.

Nunmehr gehen uns von zahlreichen Seiten Mitteilungen zu, daß wilde Händler in großer Anzahl auf dem Lande herumreisen, um Kartoffeln aufzukaufen. Dadurch werden unsere Bestrebungen auf Einschränkung des Handels und damit gleichzeitig die Versorgung der Bevölkerung mit Kartoffeln zu erträglichen Preisen durchkreuzt. Wir machen den Bezirksämtern die Fernhaltung ihrer schriftliche Aufmerksamkeits zu widmen. Soweit Händler ohne Handelserlaubnis festgestellt werden, sind sie sofort der Staatsanwaltschaft anzuzeigen. Bei der Sicherstellung unzulässigerweise aufgekaufter Kartoffeln ist zu beachten, daß die Bedarfsgebiete für die die Kartoffeln bestimmt waren, Berücksichtigung finden.

* England und Frankreich.

Die Entwicklung der Dinge im Orient hat dazu geführt, daß weite Kreise in England die Politik Lloyd Georges aufs heftigste angreifen, und einzelne Blätter seinen sofortigen Rücktritt forderten. Wie jetzt gemeldet wird, denkt Lloyd George gar nicht daran, zurückzutreten; er will sich bei der Eröffnung des Parlaments Mitte November seinen Kritikern stellen, und seine Entschlüsse von dem Spruch des Parlaments abhängig machen. Das ist nicht nur entschlossen gehandelt, sondern entspricht auch den parlamentarischen Grundregeln. Der Ministerpräsident eines parlamentarisch regierten Staates wird nur dann zurücktreten, wenn wirklich eine Kammermehrheit gegen ihn und seine Politik stimmt. Im übrigen scheint Lloyd George Nerven zu besitzen, um die ihn jüngere Politiker ruhig beneiden können.

Daß die englische Politik in der Orientfrage nicht glücklich gewesen ist, liegt auf der Hand. Und wenn etwas Anerkennung verdient, so ist es nicht diese Politik selbst, sondern die Art und Weise, wie die englische Regierung versucht hat, trotz der offenkundigen Ungunst der Lage ohne eine ernstliche Verminderung seines politischen Ansehens davonzukommen. Was nun aber diese Politik selbst betrifft, so wäre es verkehrt, sie als Einzelfall zu betrachten. Nur der wird sie richtig verstehen, der sie im Zusammenhang der gesamten Politik der letzten Jahre beurteilt und dabei auf den Ausgangspunkt alles Übels, auf den Friedensvertrag von Versailles zurückgeht.

In Versailles ist es gewesen, wo die englische Regierung eingewilligt hat, daß die Herrschaft über den Kontinent in Frankreichs Hände überging. In Versailles ist es gewesen, wo Lloyd George selbst mit einem Federstrich England die zweite Stelle im Räte der europäischen Völker anwies. Nicht umsonst soll der Vorsitzende der Reparationskommission stets ein Franzose sein. Und diese Abmachung gewinnt noch an Gewicht, wenn man bedenkt, daß die Stimme des Vorsitzenden bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben kann. Nach und nach hat man in England eingesehen, wie selbstmörderisch töricht diese Politik in Versailles gewesen ist. Und seitdem bemüht man sich, aus der Sackgasse herauszukommen. Aber, wie immer im Leben, gilt auch hier der Grundsatz, daß es viel leichter ist, einen Fehler zu begehen, als ihn wieder gutzumachen.

Dieser grundlegende Fehler, der unter Umständen einen Wendepunkt in der Geschichte Englands bedeuten könnte, hat alle weiteren Fehler nach sich gezogen und verschuldet. Und das trifft auch für die Orientfrage zu. Nie und nimmer wäre Kemal Pascha derartig herausfordernd aufgetreten, nie und nimmer hätte er England diese Verlegenheiten bereitet, wenn ihn nicht der Staat unterstützt hätte, den England selbst zur herrschenden Großmacht in Europa gemacht hat, nämlich Frankreich.

Alle Drohungen, so auch die mit dem Bruch der Entente, haben auf Frankreich nicht einen aerianen

Eindruck gemacht. Das hat sich in der Reparationsfrage gezeigt, und das zeigt sich jetzt wieder in der Orientfrage. Gewiß will Frankreich nicht ohne Not auf die Vorteile der Entente verzichten, aber es fürchtet auch deren Zusammenbruch nicht. Und so ist es denn gekommen, daß bei allen Kompromissen Frankreich immer drei Fünftel seiner Forderungen durchdrückt, während sich England mit höchstens zwei Fünfteln begnügen mußte. Und das fatale ist, daß England zurzeit kaum die Möglichkeit besitzt, diese Verschiebung der Macht zu Frankreichs Gunsten wieder auszugleichen.

Frankreich ist in den letzten Jahren militärisch ein so starker Gegner geworden, daß es sich ein jeder Staat dreimal überlegen wird, bevor er mit Frankreich den Degen kreuzt. Und wenn auch in der Masse der französischen Bevölkerung durchaus keine große Kriegslust wahrzunehmen ist, so sehen wir doch, daß das Gleiche ja auch für England gilt. Bleibt also die rein militärische Vorbereitung auf den Krieg. Und die ist sicherlich in Frankreich gebührend besser und imponierender, als in England. Daß trotz alledem die Zeit in einem solchen Kriege für England arbeiten würde, bezweifeln wir nicht. Aber das Risiko wäre doch für London immerhin ein ungeheuer großes. Und bisher gehörte es zu den traditionellen Aufgebots der englischen Politik, entscheidende kriegerische Auseinandersetzungen diplomatisch, wirtschaftlich und militärisch lange vorher aufs sorgsamste vorzubereiten. Zu solchen Vorbereitungen gehört aber Zeit. Und bisher hat Frankreich, dessen Imperialismus jetzt auch im Orient seine Banner entfaltet, England noch kaum zum Atemholen kommen lassen.

Selbstverständlich wird es nur wenige in England geben, die dies alles nicht auch selbst erkennen. Und es ist überaus bezeichnend, daß jetzt gerade das Blatt für Lloyd George eintritt, das bisher gänzlich im französischen Fahrwasser schwamm, nämlich die „Times“. Und sicherlich wird die Politik Lloyd Georges vor allem deshalb so leidenschaftlich angegriffen, weil sie eben doch zu einer gewissen Hofstellung geführt hat. Das kann der national empfindliche Engländer nicht gut vertragen.

Auf der anderen Seite wird auch Frankreich über diese Stimmungen in England unterrichtet sein. Inwiefern es diesem Einblick Rechnung trägt, weiß niemand zu sagen. Am Ende der jetzigen französischen Politik steht jedenfalls der Krieg. Und es ist nur die Frage, ob er morgen schon oder erst in mehreren Jahren ausbricht.

Frankreich wird es sein, das seine imperialistischen Wünsche zu dämpfen hat. Nie sollte man in Paris vergessen, daß Frankreich nur dank der Hilfe Russlands, Englands, Italiens und Amerikas Sieger geblieben ist. In Paris würden heute wahrscheinlich deutsche Generale als Führer einer deutschen Offensivarmee sitzen, wenn Frankreich damals allein mit uns zu tun gehabt hätte. Armes Frankreich, wo wärest du wohl geblieben, wenn wir 1914 dich alleine hätten beim Witzel nehmen können??!

Aber es entspricht dem französischen Nationalcharakter, der gallischen Neigung zur Ruhmredigkeit und Selbstüberhebung, daß man diese Zusammenhänge heute nicht mehr zugeben will. Als die deutschen Truppen noch mitten in Frankreich standen, war man bescheidener in Paris. Heute ist Deutschland besiegt, und seine Waffe zerhackt. Und Frankreich steht obenan. Und England, das so dumm war, Deutschland wehrlos zu machen, muß jetzt die Bege bezahlen!

Hilfe für Oberschlesien.

Von D. Hermann Baehne, Mitglied des Reichstages.
Wie fühlbar die Folgen der Zerreißen Oberschlesiens sind, haben die Joeben im preussischen Landtag geführten Verhandlungen von neuem bewiesen. Beide Teile der urdeutschen Provinz, sowohl der östliche, wie der westliche, leiden schwer darunter, daß sie nicht mehr ein einheitliches Ganzes bilden, daß der Völkerverbund, den polnischen Einflüsterungen nachgehend, eine Entschleibung traf, die historisch, national und wirtschaftlich unhaltbar ist.

In Ost-Oberschlesien ist das einzige, was blüht, das wilde Beschäftigung. Alles andere liegt darnieder. Die polnische Verwaltung wird den ihr durch die Zuweisung so wichtiger Industriegebiete gestellten Aufgaben nicht gerecht, versagt vielmehr auf sämtlichen Gebieten. Das Verkehrswesen ist ins Evidente geraten, besonders im Industriebezirk selbst. Die Eisenbahntrecken sind voll von Wagen, die, weil sie ungeordnet stehen, nicht abgefahren werden können. Die Halbbestände haben beständig immer mehr zugenommen, und in demselben Maße mußte die Kohlenförderung eingeschränkt werden. Feierschichten sind an der Tagesordnung. Die Unruhen innerhalb der Arbeiterklasse hören nicht auf. Ebenso wird die Arbeit in

der Eisenindustrie fortwährend gestört. Die Güten geraten in Verlegenheit, weil ihnen die notwendigen Rohmaterialien nicht geliefert werden können. Dazu brach eine Geldkrise aus, die sich noch täglich verschärft. Reichsdeutsche Laufendmarkeine werden mit einem erheblichen Aufgeld nach Warschau weitergehandelt. Auszahlung in polnischer Währung lassen sich die Arbeiter nicht gefallen. Die Knappheit hat sich auch auf die Lebensmittel und die sonstigen Bedarfsgegenstände übertragen, so daß eine Teuerung herrscht, welche den Preisstand in Deutschland noch bei weitem übertrifft. Führen deutsche Eisenbahnwagen Waren nach Polen hinein, so kommen sie sobald nicht wieder heraus. Die polnische Eisenbahnverwaltung läßt sich mit der Rückführung oft recht lange Zeit.

Selbstverständlich wirken alle diese Übelstände nach West-Oberschlesien hinüber. Die Zusammenhänge sind viel zu eng, als daß sie durch einen Nachspruch plötzlich aufgehoben werden könnten. Vor allem leidet West-Oberschlesien unter dem Flüchtlingsstrom, der aus Polen kommt. Zuerst werden die noleidenden, oft halb verhungerten Menschen willig und freundlich aufgenommen. Wollen sie dann aber nicht weiterziehen, so verschlechtert sich das gegenseitige Verhältnis, und die Unzufriedenheit wird allgemein. Die ohnedies empfindliche Wohnungsnot wächst sich bis zur Unerträglichkeit aus und findet nicht die genügende Abhilfe. Eine Siedlungs-gesellschaft ist erst jetzt gegründet worden und kann vor Jahresfrist Leistungen nicht aufweisen. Was in Privatwohnungen nicht unterkam, wurde in große Lager zusammengepfercht und dadurch der raschen Verwendung im Produktionsprozeß entzogen. Selbst Schulunterricht kann nicht mehr regelmäßig erteilt werden, weil die Schulen von Flüchtlingen besetzt sind.

Hier ist gründliche und schnelle Hilfe nötig, sowohl von staatlicher wie von privater Seite. Kreuzen muß das Programm, das sein Handelsminister gelegentlich der festlichen Veranstaltung des Oberschlesischen Hilfsbundes beim Reichspräsidenten vorgetragen hat, so energisch wie nur möglich zur Ausführung bringen. Herr Giering wies besonders auf die Förderung der Kleinbahnen hin, auf den Ausbau des kommunalen Kraftwerkes in Oppeln, auf die Wasserwerkung des ober-schlesischen Industriegebietes, auf die Heranbildung eines gewerblichen und kaufmännischen Nachwuchses, auf die Erschließung neuer Steinkohlenfelder und den Ausbau bestehender fiskalischer Schachtanlagen. Die hierzu erforderlichen Mittel sind freilich nicht gering; aber sie müssen aufgewendet werden und verbürgen bei richtiger Handhabung eine Rentabilität. Besonders groß werden die Summen für den Ausbau neuer Wohnungen sein müssen. Für Abertausende fehlt es an einer menschenwürdigen Unterkunft, und was das bedeutet, weiß nur der, der selber unter Wohnungsmangel gelitten hat.

Gebensowenig darf die private Hilfs-tätigkeit erlahmen. Wie notwendig es war, den Oberschlesischen Hilfsbund zu schaffen, beweist der geschilderte Stand der Dinge am besten. Der Bund hat unter der kraftvollen und zielklaren Leitung, deren er sich erfreut, schon manche Not gelindert. Darum darf man ihm aber auch die Quellen, aus denen er gespeist wird, nicht verschütten, darf kein Sammelmonopol für irgendeine übergeordnete Instanz einrichten, keine Zentralisierung einführen, wo nur die Spezialisierung den besonderen Zwecken entspricht.

Hier muß planmäßig vorgehen werden, damit keine Kräfteverschwendung, keine Doppelarbeit stattfindet und nicht einer gegen den anderen arbeitet. Unter Führung amtlicher Stellen sind deshalb die einzelnen Arbeitsgebiete abzugrenzen und alle Beteiligten zu verpflichten, die gezogenen Linien einzuhalten. Dies erscheint namentlich Oberschlesien und Ostpreußen gegenüber angezeigt. In Oberschlesien finden am 19. November Wahlen statt, und zwar Reichstags-, preussische Landtags- und Provinziallandtagswahlen. Es ist dringend erforderlich, daß dabei die ober-schlesische Mentalität gebührend beachtet und jede falsche Behandlung vermieden wird. Wie bei der Abstimmung über die Autonomie, die für die deutsche Sache so glänzend verlief, so soll auch bei der neuen Willensbetätigung das wohlverstandene Lebensinteresse Oberschlesiens den Ausschlag geben.

Politische Neuigkeiten. Mitarbeit am Vaterland.

General Deimling gehört zu den wenigen, die, wie die „Berliner Volkszeitung“ schreibt, als ehemalige Thronstühle sich heute, da kein Thron mehr zu sitzen ist, in den Dienst von Volk und Staat stellen und ebenso muthig wie vorurteilsfrei im Interesse von Volk und Vaterland für die neue Staatsgewalt eintreten. Die Mehrheit der Reaktionen sieht, nachdem sie sich nicht mehr um ihren glorreichen Wilhelm scharen können, ihre Lebensaufgabe in unfruchtbarer Kritik Volk und Vaterland sind ihnen schmutzig, und ihre einzige „positive“ Leistung besteht darin, auf vernünftige Männer wie Deimling loszubroschen. Die „Kreuzzeitung“ schrieb über diesen früheren General der Infanterie, sie schäme sich seiner voraus Deimling jetzt in der „Vossischen Zeitung“ erwidert er redne es sich im Gegenteil zur Ehre an, seinem Vaterlande zu dienen. Er schreibt:

„Ist es denn nicht besser, daß man sich dem Vaterland nützlich zu machen sucht und daß man mitarbeitet, jeder so gut er kann, als daß man verbittert, großend und schimpfend bei Seite steht? In der Not des Krieges sind wir doch alle für unser Vaterland zusammengestanden, warum nicht in seiner jetzigen Not, die doch wahrlich groß genug ist? Ist es doch heute dasselbe Vaterland und dasselbe Volk wie damals, wenn auch die äußere Form anders geworden ist. Aber heute stehen weite Kreise abseits, darunter leider auch große Teile der akademischen Jugend. Sie leben und wohnen mit ihren Gedanken und ihrer Phantasie in der Vergangenheit, weil es dort schöner war, und

erzählen sich der Gegenwart. Aber das Alte ist und bleibt
vergangen, kein Mensch kann es je wieder heraufführen;
es ist alles neu geworden. Die Erinnerung an all das
Große und Schöne in der deutschen Vergangenheit müssen
wir gewiß hoch und heilig halten und wollen uns daran
aufrichten und stärken. Aber von Traditionen allein können
wir nicht leben; wir können uns der neuen Zeit nicht
entgegenstemmen, sonst wird sie rücksichtslos über uns fort-
schreiten. Sondern wir müssen uns mit dem, was in not-
wendiger Entwicklung heute Wirklichkeit und Gegenwart
geworden ist, praktisch und tatkräftig abfinden.

Und wir können uns mit gutem Gewissen hinter die Re-
gierung stellen. Denn ihre Politik der Erfüllung hat sich
als richtig erwiesen. Sie hat bewirkt, daß Frankreich, so-
weit es einer Gewaltpolitik huldigt, heute isoliert dasteht
und moralisch eingekreist ist. Gätten wir die entgegenge-
setzte Politik getrieben, eine Politik des Neinjagens, dann
stünden längst die Franzosen in unserem Lande, und das
Deutsche Reich für das wir vier Jahre lang bis zum
Weißbütten gekämpft haben, wäre aus dem Keim gegangen.
Das Lied „Nicht mehr scheidet uns der Main“ wäre aus-
gestungen. Daß der Wiederaufbau nur auf dem Boden
der jetzt bestehenden Verfassung möglich ist, sollte nachge-
rade jedermann einsehen. . . Nachdem einmal das deutsche
Volk sich für die Republik entschieden hat und sie als
Staatsform sanktioniert ist, ist es sittliche Pflicht eines je-
den Deutschen, daß er die Republik anerkennt und respek-
tiert, daß er sich ihr willig ein- und unterordnet, und daß
er in ihr politisch mitarbeitet zum Wohle des Vaterlandes.“
Das ist alles so logisch, daß es die große Masse der deut-
schen Staatsbürger längst begriffen hat. Nur die „Kreuz-
zeitungs“-Männer sehen es nicht ein, weil diese Logik über
ihren Horizont geht. Gätten ihnen Volk und Vaterland über
dem Monarchen und den sich in der Sonne seiner Gunst
wärmenden Ministern gestanden, so wäre uns (und ihnen)
diese Katastrophe erspart geblieben.

Es ist berechtigt, Einseitigkeiten Einsicht zu predigen.

Unterzeichnung des Abkommens von Mudania.

Aus Konstantinopel meldet Havas, daß das Abkommen
von Mudania unterzeichnet worden ist.

Die Türken in der neutralen Zone.

Die Türken haben die neutrale Zone von Ismid besetzt.
Eine Division hat die Jarmud-Linie überschritten und
Karaköy besetzt während die Kavallerie bis Schile an der
Müste des Schwarzen Meeres vordrang. Diese Truppenbe-
wegungen sind ein Bruch des Versprechens, zwecks Vermeidung
eines Zwischenfalles alle Bewegungen zu unterlassen.
Die französischen und italienischen Generale haben Ismed
Pascha ein Schreiben des Generals Harrington überreicht, in
dem auf den ernsten Charakter des Bruches des Versprechens
Remarks hingewiesen und erklärt wird, daß die Verantwortung
für die Verletzung der neutralen Zone auf Seiten der Türken
liege. Es wird ferner darin gesagt, daß die britischen Trup-
pen die größte Nachsicht an dem Tag gelegt hätten. Die
Mächte hätten übrigens zugestimmt, die Besetzung Thragiens
durch die türkische Gendarmerie innerhalb eines Monats zu
gestatten, vorausgesetzt, daß sich die Türken auf die neutrale
Zone zurückziehen. Infolgedessen ersuchte Harrington Ismed
Pascha, die türkischen Streitkräfte zurückzuziehen, da sonst
die Folgen auf die Nationalisten fallen würden. Ein Schrei-
ben an General Harrington enthält die Instruktionen der
britischen Regierung. Die Franzosen und Italiener warten
jedoch noch auf ihre Instruktionen. Die Sitzung der Kon-
ferenz, die auf 3 Uhr nachmittags angesetzt war, ist daher
bis zum Abend verschoben worden. Es wurden Bericht
nach Konstantinopel geschickt, um die vorliegenden Instru-
tionen abzuholen.

Nach einer Meldung der Chicago Tribune aus Konstanti-
nopol, sei der türkische Generalstab trotz des jetzt in Mu-
dania erzielten Einvernehmens die Zusammenziehung von
Truppen im Gebiete von Ismid zum großen Verdruß der
Engländer fort, die die Türken beschuldigen, sie drängen
in die neutrale Zone ein. Die Türken erklärten jedoch, sie
stellen nur Truppen auf zum Eindringen in Thragien für
den Fall, daß die griechische Armee es ablehne, die Provinz
zu räumen.

Ausgrabungen von Samarra.

Aus der Prunkzeit der durch die Märchen von Tausendund-
einer Nacht jedem Leser einigermaßen vertrauten Kalifen-
e s i d e n z Bagdad blieb so gut wie nichts erhalten, und von
der Großartigkeit ihrer Bauten und der Spitzigkeit ihrer Aus-
stattung vermochten wir uns bis vor kurzem überhaupt keine
einermaßen zutreffende Vorstellung zu bilden. Wie Dr.
Eust Kuhn e l in der neuesten Oktobernummer der „Garten-
laube“, (der auch einen bemerkenswerten Artikel über „Neue
Bühnenbühnen“ enthält) mitteilt, haben die Ausgrabun-
gen von Samarra diese empfindliche Lücke in un-
serer Kenntnis von der bedeutenden Blüteperiode islamischer
Kunst unter den Abbasiden zum großen Teil ausgefüllt, und
darin liegt die besondere Wichtigkeit der jetzt im Kaiser-
Friedrich-Museum zu Berlin zur Aufstellung gelangten
Funde.

Politische Gründe hatten den Kalifen el Mutasim, Sohn des
berühmten Harun al Raschid, bewegen, sich im Jahre 836 nörd-
lich von der Reichshauptstadt für seinen Hof und seine türki-
schen Gardien eine neue Residenz anzulegen, die er „Samarra“
(sowie wie „Augenweide“, „Belvedere“) benannte. Sie nahm
unter Mutawakkil (847-861) einen riesigen Aufschwung, dehnte
sich schließlich etwa 33 Kilometer lang und zwei Kilometer
breit am linken Tigrisufer aus und verschlang jährlich viele
Millionen Dirhem an Luxusbauten jeder Art. Aber ihr Glanz
war von kurzer Dauer: Schon 883 siedelte der Kalif el Mu-
tamid mit Hof und Regierung wieder endgültig nach Bagdad
über, und hundert Jahre später war Samarra nur noch ein
bescheidenes Dorf. Heute hat es lediglich Bedeutung als
Walfabrikort schifflicher Verleger, die dort die Gräber einiger
Zuame besuchen; der Verkehr mit dem zwei Tagereisen süd-
licheren Bagdad spielte sich, ehe die während des Weltkrieges
fertiggestellte Bahnverbindung bestand, fast ausschließlich auf
dem Tigris ab, der bei günstigem Wasserstand auch von Mosul
her gelegentlich Pilger und andere Reisende herbeiführt.

Landchaftliche Reize bietet die Gegend nicht; fern
am östlichen Horizont der öden Wüste werden die Randgebirge
des iranischen Hochlandes sichtbar.

Aus dem Ruinenfeld ragten die Trümmer der gewaltigen,
einst hunderttausend Vester fassenden Hauptmoschee mit
ihrem eigenartigen, von außen zu ersehenden Spiralturm
und einige Wölbungen vom Bestor des ehemaligen Kalifen-
palastes einsam hervor, und erst die Grabungen, die unter
Leitung von Prof. Herzfeld in den Jahren 1911 bis 1913
vorgenommen wurden, brachten Klarheit über die ganze Stadt-
anlage und besonders über Einzelheiten des eigentlichen, 17
Hektar großen Rasidene n g l o m p l e x e s, der, außer mehre-
ren Höfen mit Wohnräumen, Audienzsälen, Dienstzimmern

Die Rathenaumörder vor dem Staatsgerichtshof.

Der unauffindbare Koffer — Der Spiegel Brüdern — Provozierung der Arbeiterkassen — Umsturz und Morde — Der Zu-
sammenhang mit dem Scheidemann-Attentat — „Erklärungen, nur für die Presse bestimmt“ — Voh, der unsichere Kantoni-
st — Die Wollfische Kistchen — Das Rencontre mit den Unbekannten — Feinliche Aussagen — Günthers „lieben Freunde“ —
Die Wand künstlichen Rebels.

Die überraschung des gestrigen Tages des Rathenauprozes-
ses ist ein Handkoffer, der vor dem Gerichtstisch steht. Es soll
der Koffer sein, den der Haupttäter Kern in der Wohnung
Nemans in Schwerin zurückließ. Der Koffer war verschwun-
den. Als der Chef der Landespolizei von Mecklenburg, Big-
gers, erzählt, daß er einen Koffer in Kostod in der Gepädab-
nahme beschlagnahmt habe, erklärten Nemans und Tschow
und der Zeuge Bode, daß dies ein falscher Koffer sei. Der
Verteidiger Nemans bemerkt, er habe bereits am Donner-
stag verlangt, daß der Koffer nach Leipzig gebracht werde.
Dieser befindet sich bereits auch im Büro des Staatsgerichts-
hofs.

Mittlerweile wird Nemans befragt, ob er bereits am
Sonntag morgen Kenntnis von der Ermordung Rathenaus
gehabt habe. Er ist sehr gefaßt, bittet aber, ihm die Antwort zu
erlassen. Nachdem der richtige Koffer zur Stelle geschafft ist,
wird zunächst der angeblich falsche Koffer geöffnet und es er-
gibt sich, daß sein Inhalt Kern und Fischer gehört. Der
Rechtsanwalt Nemans erklärt nun, er bestreite nicht, daß
auch dieser Koffer Kern und Fischer gehört hat, es sei aber
nicht jener Koffer, den die Nemans zurückgelassen haben.
Da dieser gelassen ist, darüber wird Aufklärung verweigert.

Am Nachmittag wird der Gärtner Brüdern aus Hanau
als Zeuge vernommen. Er erklärte, daß er sich mit Tillesen
über wöllfische Fragen unterhalten habe. Er hatte nur Inter-
esse, Tillesen kennen zu lernen, um zu sehen, was mit ihm
los sei. Nachdem er Tillesen einen Empfehlungsbrief aus
Frankfurt überreicht habe, habe dieser angenommen, daß er
ihn für die Organisation C gebrauchen könne. Er machte dem
Zeugen das Angebot, für seine Organisation tätig zu sein.
Tillesen wollte wissen, was Linksorganisationen um. Zeuge
sollte sie bezeichnen und bekam monatlich 5000 Mark. Er wurde
sodann nach München zu Hoffmann geschickt, der ihm sagte,
man müsse die Arbeiterkassen provozieren, damit es zu einem
Umsturz komme. Scheidemann, Rathenau und Selmius von
Verlag müßten ermordet werden. Zeuge tat, als ob er dar-
auf einginge, erzählte aber bald einem Redakteur der Frank-
furter Volksstimme, was er erlebt habe; Man rät ihm, zum
Polizeipräsidium zu gehen. Dort habe man ihm erklärt, man
könne nichts tun, solange er nicht die moralische Verantwortung
übernehme. Damit fing seine Spitzrolle an. Er ging
nach Berlin und lernte dort Stein und Blas kennen. Eine
Woche vor dem Scheidemann-Attentat war er mit Tillesen zu-
sammen. Dort beauftragte ihn Blas, mit einem Unbekannten
nach Berlin zu fahren. In Berlin lernte er wieder einen
Herrn kennen, dessen Namen ihm nicht gesagt wurde, der mit
ihm nach Kassel fahren wollte. Zeuge nahm an, daß er von
Tillesen orientiert war und fuhr mit nach Kassel. Sein Be-
gleiter fragte ihn, ob er Scheidemann kenne und wo er wohne.
Er glaubte, daß etwas geplant sei. Die Verhandlung muß
unterbrochen werden, da Barneke wieder unwohl wird.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlung bittet der Vertei-
diger Tillesens, die Erklärung abgeben zu dürfen, daß sein Man-
datum besonderen Wert darauf lege, dem Zeugen Brüdern
gegenübergestellt zu werden, um ihm ins Gesicht zu sagen,
daß seine Aussagen von A bis Z erlogen seien. Der Präsident
bezeichnet diese Erklärung als nur für die Presse bestimmt.
Darauf bittet Brüdern gleichfalls, der Presse etwas mitteilen
zu dürfen. Der Präsident läßt dies zu und Brüdern erklärt
mit erhobener Stimme, seine heutigen Aussagen seien die volle
Wahrheit gewesen und enthielten noch nicht einmal alles, was
Tillesen gesagt habe. Der Präsident verlagte hierauf die Sit-
zung auf Mittwoch 9 Uhr.

Das Voh'sche Abenteuer.

Laut „N. B. Wdzg.“ schreibt das „Leipziger Tageblatt“ über
das von uns im Verhandlungsbericht kurz erwähnte Voh'sche
Abenteuer:

Der merkwürdige Voh, der sich der Verbindung mit Sowjet-
kreisen rühmte, in Oberhessischen Selbstschutzmännern war, Be-
ziehungen zu wöllfischen Kreisen unterließ, der rätselhafte
See- und Landfahrer, befindet sich auf freiem Fuß, weil er
die Vermittlung der Garage in gutem Glauben vorgenom-
men haben soll. Er ist ein sehr intelligenter Mensch, aber ein
unsicherer Kantoni-ist. Für wen dieser Mann eigentlich tätig
war und tätig ist, weiß niemand. Sie sehen vorläufig recht
und links in ihm einen Spiegel. Weiß der Mann mehr, als er
bisher gesagt hat? Das ist unangenehm, denn er ist aus an-
derem Holze als der Schwäher Günther. Dieser Voh wollte
Sonntags in Berlin und besuchte seine Wahlheimat, die
Wöllfische Kistchen in der Lutherstraße, wo er seine zweifel-
haften Geschäfte zu erledigen pflegte, und wo sich auch die
wöllfischen und nationalistischen Schwärmer ein Stellbühnen
gaben.

Auf der Toilette dieses Lokals will er gehört haben, wie
zwei Männer sich über ihn unterhielten, und wie der eine
sagte: „Es stimmt, Voh ist hier, ich werde ihn reizen und dann
schlagen wir zu!“ Voh ist in das Lokal zurückgegangen und
hat den Wirt gebeten, neben ihm Platz zu nehmen. Gleich
darauf seien die beiden Männer wieder eingetreten. Sie hät-
ten angefangen, ihn zu hänseln und zu beleidigen; schließlich
seien sie handgreiflich geworden. Einer habe einen Revolver
gezogen, sei aber von anderen Gästen überwältigt worden.
Dann habe man die beiden Männer hinausgeworfen. Voh
will die Namen kennen, es soll sich um die Brüder Madensen
oder von Madensen handeln, von denen einer sich den Horst
nenne. Der Hinweis auf jedenfall von Gefinnungsge-
nosfen erfolgt, um eine Festnahme zu verbüten.

Was an dieser Erzählung wahr ist, wird sich ja wohl bald
herausstellen. Das Bekanntwerden des Voh'schen Abenteuers
genügt, die Aufregung bei den Angehörigen und im Zuhör-
raum des Staatsgerichtshofs zu steigern. Barneke hielt
auch nicht lange stand, nach anderthalbstündiger Verhandlung
hat sein Verteidiger um eine Pause. Die Verhandlung brachte
bekanntlich die Feststellung des Sachverständigen Dr. Schiße,
Günther sei psychopath, aber zurechnungsfähig, und es sei
falsch, anzunehmen, daß alles, was er hier ausgesagt habe,
un glaubwürdig sei.

Natürlich wird die Verteidigung der Organisation C das
nicht zugeben, denn Günther hat wieder allerhand Angaben
gemacht, die für manche Leute zum mindesten peinlich sind.
Er sprach von seinen Beziehungen zu Lubendorff, Oberst Bauer,
Velferich und Reventlow, will die Herren persönlich kennen,
will sogar bei Velferich vorliegend geworden sein. Erzählung
sollte doch dafür wirken, „daß nicht losgeschlagen werde“, was
Erzählung dadurch getan habe, daß sie Günther zu Oberst
Bauer schickte; will von allen Briefe haben, von Lubendorff
10 bis 12 Stück, und will, wenn auch in diesen Briefen und in
den Unterhaltungen niemals von Politik die Rede gewesen sei,
doch aus dem Verhalten der hohen Herren zu ihm geschlossen
haben, daß sie seine Ansichten billigten.

Es ist richtig, daß Günther zu diesen Angaben erst unter
dem Trommelfeuer von Fragen kam, das die Richter richtete,
die sich sehr für Günthers „lieben Freunde“ interessieren, auf ihn
gelegt hatten. Aber die Briefe müssen doch herbeizuschaffen
sein, wenn sie existieren. Die Personen, von denen Günther
Geld beschaffen wollte, wurden genannt, da er sich an diese
Leute jedoch nicht gewendet hat, ist es überflüssig, sie zu nen-
nen. Was natürlich die Tatsache nicht aus der Welt schafft,
daß den Vororganisationen im allgemeinen und den Ratha-
naumördern im besonderen Geld zur Verfügung gestellt
worden war. Dieser Prozeß aber, so scheint, wird die Wand
künstlichen Rebels nicht zerbrechen, die eine blendende Regie
hinter die preisgegebenen armenlichen Büfischen gelegt hat.

u. v. auch Kasernen, Pologründe, Kennbahnen und Tiergärten
umfaßte. Einige Fliegeraufnahmen zeigen deutlich
die ursprüngliche planvolle Einteilung des ganzen Areals und
die Grundrisse der wichtigsten Baulichkeiten.

Der Umstand, daß die Stadt nicht wieder überbaut, sondern
nach flüchtiger Förderung verschüttet und verdrängt worden war,
kam der Freilegung insofern zustatten, als diese in verhältnis-
mäßig schnellem Tempo erfolgen konnte. Wenn trotzdem be-
sonders von Privathäusern wenig erhalten blieb, so lag das an
der häufigen und unsoliden Bauart aus Lehmziegel; nur die
öffentlichen Gebäude waren zum Teil in gebrannten Ziegeln
errichtet.

Von kunsthistorischer Wichtigkeit ist vor allem die Tatsache,
daß sich alle Funde auf den knappen Zeitraum von kaum ein-
nem halben Jahrhundert (836-883) datieren lassen und uns
sicher ein ziemlich vollständiges Bild von der Kultur der Ab-
basiden bieten würden, wenn nicht beim Verlassen der Stadt
die Bewohner alle wertvollen Gegenstände, Geschirre, Gerät,
Schmuck, Waffen, Kleider, Sättel u. dergl., mitgenommen
hätten.

Zimmerlich ist auch hinsichtlich der Kleinkunst die Aus-
beute reichlich genug, um uns einen gründlichen Einblick in die
verschiedenen handwerklichen Techniken zu gestatten, die in
Bagdad und Samarra damals geübt und an Adel der Formen
und Schönheit der Ausführung oder Färbung ebenso wie in der
Feinheit der Ausführung in späteren Perioden kaum noch
überboten wurden. Das gilt vor allem für die Keramik,
in der bereits die Bemalung in goldenen und kupferigen Lüster-
tönen bei Gefäßen sowohl wie bei Wandfliesen beliebt war,
ein Verfahren, das von da aus dann allmählich in die ganze
islamische Welt verbreitet wurde und die Bewunderung und
den Reiz der abendlichen Kämpfer erregte. Die Meister von
Samarra wiederum suchten den Chinesen gleichzutun, die in
ihrem Bedarf in Bagdad Seladonporzellan und Steinzeug
mit überaus glänzenden feilboien u. die einheimische Fayence-
industrie in mehr als einer Richtung befruchteten.
Auch die Verarbeitung des Glases stand auf außerordentlich
Höhe; neben der üblichen Verzierung durch Schmelz, Prägnung,
Fadenauflage und dergl. kam schon Vergoldung und Radbe-
malung vor und einige winzig und bunt gemusterte Mosai-
kplatten zeigen die in Alexandria heimische Technik in über-
raschend filigraner Nachblüte.

Das schönste und bedeutendste Ergebnis unserer Samarra-
grabungen aber sind die Stuckdekorationen, die in
Palästen und Privathäusern die Sockel der Wände zierten und
oft noch von einer Ritzentwürfe bekrönt wurden. Jedes ein-
zelne der etwa 80 Muster — größtenteils in Abzügen dochge-
ben, die an Ort und Stelle aus demselben Material wie die
Originale hergestellt wurden und von diesen nicht zu unter-

scheiden sind — bietet einen neuen Einblick in die Möglich-
keiten islamischer Ornamentik in dieser Epoche ihrer
ersten ureigenen Entfaltung nach Überwindung und Ver-
schmelzung all der verschiedenen Einflüsse, die noch ein Jahr-
hundert vorher maßgebend waren. In seiner ersten Phase
zeigt dieser Wanddekor gewisse Anklänge an den Tugendun-
stilk, wie er in der Fassade von Michalia monumentalen Aus-
druck fand: Weinblätter und Trauben, noch ziemlich natura-
listisch aufgefaßt und mit dem Messer tief in den Gips geschnit-
ten, sind vorherrschend. Bald aber werden diese Motive in
neuem Sinne umgestaltet und flächenhafter behandelt, Relief-
und Palmformeln treten hinzu, und aus ihrer Vermischung
entstehen neue Gebilde, deren Anordnung in Kreisen, Sechse-
cken, Pentagonen, die ganze Entwicklung ausreift in jener
höllig abstrakten Schraffur in der Ausführung, die als
abstraktes Reizmittel in ganz Mesopotamien und von da
aus bis nach Ägypten und Persien Verbreitung fand. Kap-
portmäßig, wie wir es bei Stoffen gewohnt sind, werden die
Motive gerecht und schematisch wiederholt; die Ausführung
bekommt etwas Mechanisches infolge der Verwendung von
Holzmodellen, die einfach in den frischen Stuck gepreßt wurden
und das ganze Verfahren so vereinfachten, daß in wenigen
Jahren ganze Stadtteile in dieser Weise ausgefärbt werden
konnten. Es ist das der Anfang einer Technik der Wand-
verzierung, die durch das ganze Mittelalter in den verschiede-
nen mohamedanischen Ländern gepflegt wurde und im 14.
Jahrhundert in der Alhambra bei Granada ihre glän-
zendsten Leistungen zeigte. In den Türpfosten unterbrach
man die übrigens nur in einigen Fällen bemalt gemessenen
Flächenmuster durch Leisten und Füllungen, die deutlich den
Charakter von Holzschmuckstücken bewahrten. In Samarra
selbst wurden solche kaum gefunden, sie sind uns aber aus der
gleichzeitigen Tulunidenkunst Ägyptens zur Genüge bekannt.
Dagegen scheinen farbige und vergoldete Tafelungen beliebt
gewesen zu sein; bisweilen wurden auch über dem Sockel de-
korative Freskomalereien ausgeführt, die noch starke
Anklänge an antike Überlieferungen zeigen. Gelegentlich
wurden dieselben Muster, die in der Stuckverzierung üblich
waren, auch in Stein und Marmor gearbeitet, wenn es darauf
ankam, ihre Wirkung durch das Material zu heben.

Wir können heute noch nicht sagen, bis zu welchem Grade
die Funde von Samarra der islamischen Kunstgeschichte neue
Aufschlüsse weisen werden; soviel läßt sich aber schon jetzt fest-
stellen, daß sie unsere Übersicht über den Ornamenten-
schatz des mohamedanischen Orients in un-
geahnter Weise bereichern und in unserer Kenntnis
von der Kultur des Morgenlandes die empfindlichsten Lücken
— die des Bagdader Kalifats — endlich einigermaßen ausfüllen.